

JOHN HARRISON  
**WOLKENPFAD**

*Zu Fuß durch das Herzland  
der Inka*



**DUMONT**

AUF DEM  
**CAMINO REAL**

ÜBER  
DEN  
RÜCKEN  
DER

**ANDEN**



Volcanes. Ich zog die Stiefel aus, verspeiste genüsslich eine weiche, reife Mango zusammen mit verholzten Bananen und genoss die Sicht. Ein breites Tal lief fast schnurgerade Richtung Süden. Es war fruchtbar und üppig bewirtschaftet, fette Wiesen bedeckten die Talsohle, seine Flanken waren etwas blasser, und das Muster der kleinen Anbauflächen auf den gewaltigen Anhöhen glich einem feinmaschigen Gitter, das man über die Landschaft geworfen hatte. Zu meiner Linken standen die Hauptmassive der Bergkette. Eine Wolke verhüllte die Gipfel. Darunter wirbelten graue Schleier sintflutartigen Regens durch das Zwielicht. Ein Blitz zuckte kurz auf. Die Dimensionen waren so riesig, dass Distanzen schwer auszumachen waren. Mir wurde klar, dass ich mir eine Einstellung zurechtlegen musste, mit solch großräumigen Panoramen zurechtzukommen: Ich könnte mit der Zeit glauben, mich in einer Tretmühle zu bewegen. Ein Weg zweigte von der modernen Schnellstraße ab und stürzte jäh den Hügel hinunter; er würde mir über eineinhalb Kilometer ersparen und mich außerdem vom Verkehr wegführen. Als ich ihn hinabzusteigen begann, wuchs meine Erregung. Die ebenmäßigen, halb behauenen Steine auf seiner Oberfläche und die sorgfältig konstruierten Wasserabflussrinnen auf beiden Seiten deuteten darauf hin, dass ich auf den Camino Real, den Königsweg der Inka, gestoßen war. Am anderen Ende lag Cuzco im fernen peruanischen Süden. Meine Schritte wurden größer.

Die Feldfrüchte um mich herum verliehen der Textur und Farbe der Landschaft einen eigenen Charakter. Die traditionelle Existenzgrundlage Mais, noch immer hartnäckiger Rivale von Getreiden und anderen Süßgräserfrüchten, verändert sich beim Wachsen auf anmutige Weise. Die jungen Sprösslinge erscheinen gegen die Erde leuchtend grün wie junger Weizen. Die zweieinhalb Meter hohe reife Pflanze hat um die Kolben violette Blätter, und ihre hohen Schäfte verleihen den Feldern ein raues Webmuster, wie weicher Tweed. Eukalyptusbäume geben sich auf den Hügeln und Flussufern gruppenweise die Ehre; schlanke junge Bäume sind zart gefiedert, reifere ähneln grüner Zuckerwatte.

Dann sah ich, wie die Wolke um den Berggipfel herunterzurollen begann und auf mich zukam, und ich beschleunigte meine Schritte. Binnen einer halben Stunde gelangte ich zu einem engen Pfad, der an einer flachen Klippe hinunter und zurück zur Panamericana führte. In leichtem Nieselregen kam ich im Weiler Tambillo an. Meine Füße erklärten mir, für heute sei ich genug gewandert. Rücken und Schultern schmerzten. Es gab eine Tankstelle, eine Betonkirche, Fruchtstände, an der Bus- und Zugreisende kauften, aber kein Hostel. Ich nahm einen Bus für die kurze Strecke nach Süden bis Machachi, einem winzigen Marktflecken, den man mitten auf die Hauptstraße gebaut hatte und den man mittlerweile via Panamericana umfahren konnte. Als der amerikanische Botschafter Friedrich Hassaurek im 19. Jahrhundert nach langer, sehr schlammiger Reise von der Küste hierher gelangte, schien er am Gipfel seiner Karriere angelangt, zumindest aber hatte er ihren höchsten Punkt erreicht.

Endlose Reihen elender Behausungen säumten beide Seiten der Hauptstraße. Die Herbergsschenken hier sind grausige Schuppen, ebenerdig, mit getrockneten Gräsern überdacht, fensterlos und ohne Fußbodenbelag. Sie strotzen notorisch vor Schmutz und Ungeziefer. In einem verbrachte ich einmal eine fürchterliche

Nacht. Ich wurde von Flöhen buchstäblich zerfleischt. Das Konzept Reinlichkeit existiert für die Bewohner nicht. Ihr Hauptinteresse gilt dem *aguardiente*, dem Hochprozentigen. Man kann von hier auf ein wunderschönes Tal hinabsehen, offenbar hatte die Natur diesen Ort als Hort von Überfluss und Wohlergehen ausersehen und musste dann zusehen, wie er durch Menschenhand zu einem Alptraum an Fäulnis, Dreck, Nutzlosigkeit, Armut, Laster und Ignoranz herabsank. Daran hatte sich kaum etwas geändert. Ich liebte es. Ich fragte einen Jungen: »Hat das Hotel Miraville noch geöffnet?«

»Weiß nicht.«

Seltsam, zu fragen, wo wir doch beide gerade an seinen Mauern lehnten, aber man konnte es nicht erkennen. Ich stieß eine Weile gegen die Tür und ging dann woanders hin. Der Markt unter freiem Himmel war enorm groß; das musste er auch sein, um die ganzen Erzeugnisse feilbieten zu können. Pflanzen wuchsen in die Breite, um mit ihrer Höhe mithalten zu können; Tomaten erreichten Orangen-Größe, rote Bete wurden zu Kanonenkugeln. Die Krautköpfe wurden einzeln getragen, da sie zwei Männerarme ausfüllten. An jeder Ecke wurden brutzelnde Kutteln, Fische und Würste auf Reis geworfen und in die Mäuler von Arbeitern und Käufern gelöffelt. Die einzige wirkliche Bar hatte zwei Räume, durch einen Korridor verbunden, der sich in der Mitte zum Hof hin öffnete. Die härteren Trinker hatten sich schon um zwanzig nach fünf dort eingefunden. Der Betonboden war rot bepinselt und mit Linien versehen, die den Eindruck von Ziegeln erwecken sollten; die Einrichtung stammte aus dem Abfallcontainer. Aber es gab eine Rock-Ola-Jukebox, die gefüllt war mit altmodischer ecuadorianischer Musik: Balladen von Vicente Jarra und meinem eigenen Lieblingssänger, Julio Jaramillo – Nat King Cole ohne Zuckerguss. Ich steckte ein paar Münzen hinein. Julio Jaramillos helle, gefühlvolle Stimme erfüllte den Raum. Die Gäste nickten anerkennend. Zwei Männer mittleren Alters ließen sich am Nebentisch nieder. Die Barfrau sah sehr aufmerksam zu ihnen hinüber. Einer hatte eine schlecht operierte Hasenscharte; er war ruhig und trug einen hübschen grauen Wollpullover mit Zopfmuster. Sein Freund war ein kräftiger *indígena* mit teakfarbenem Teint, außen sonnengebräunt und innen vom Rum gebeizt. Er hatte breite Wangenknochen, eng stehende Augen und öliges, schwarzes Haar, das hinten über seinen Kragen lappte. Ein halber Liter Rum kostete achtzig Cent; sie trugen den Gegenwert von zwei Dollar an den Tisch und gossen sich gleich einen halben Liter davon hinter die Binde, bevor ich mein erstes Bier ausgetrunken hatte. Nach einer Weile stand Hasenscharte auf und ging ein paar Schritte auf mich zu. Sein Freund sagte: »Lass' ihn in Ruhe.«

Aber er kam näher, eine Hand auf dem Rücken. Als er nah genug war, schnellte der Arm hervor und bot mir Süßigkeiten aus einer Tasche an. Ich nahm ein Bonbon; er verbeugte sich ein wenig und kehrte an seinen Platz zurück. Nach fünf Minuten war er wieder da. Er ergriff meine Flasche, füllte mit ausladender Geste mein Glas nach, küsste mir die Hand und verbeugte sich nochmals, bevor er sich zurückzog. Ich legte weiter Musik auf und fuhr fort, mir Notizen über den Tag zu machen, den Kopf wohlweislich auf den Tisch gerichtet. Innerhalb weniger Minuten war Hasenscharte schon wieder auf den Beinen und zeigte jetzt vor Wut zitternd

auf den dunklen *indígena*, wobei er seinen Arm schüttelte und unzusammenhängende Anschuldigungen gegen ihn ausstieß. Und stürmte hinaus. Einen Drink später war er wieder zurück. Er schritt in gerader Linie auf den *indígena* zu, und bevor dieser aufstehen konnte, hob er mit der rechten Hand etwas hoch über seinen Kopf und schlug es ihm über den Schädel. Ich zog abwehrend die Arme vors Gesicht, als der Raum zu einer Wolke aus farbigen Gegenständen explodierte. Es schien, als hätte er den Saal mit Weihnachtsschmuck dekoriert. Der Boden vibrierte wie eine Trommel. Ich nahm kurz meine Arme zur Seite, um etwas zu sehen: Er hatte dem Mann die Tasche mit Süßigkeiten über den Kopf gehauen.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Bus zurück nach Tambillo, um mich wieder meinem Weg zu widmen. An einem Stand kaufte ich Orangen und eine Pepino oder Melonenbirne, eine schwere, cremefarbene Frucht mit violetten Spritzern auf der Schale. Ich folgte den Gleisen auf den Hügel. Üppige Wäldchen wechselten mit kleineren Landbesitzungen ab, in denen aufblühende Pflanzen sich in gegenseitigen Umarmungen schier erstickten. Es war warm und feucht; man konnte regelrecht hören, wie das Chlorophyll in die Knospen schoss, der Saft Ranken aufrollte und die Blätter versteifte.

Der Königsweg der Inka führte von den Gleisen fort zu einem engen Pfad hinunter, auf dem sich braune Ferkel an einer sonnigen Hecke vergnügten. Sie schienen mit dem Leben unglaublich zufrieden. Es war die subtropische Version des englischen Waldwegs. Schwefelfarbene Schmetterlinge flatterten über mich hinweg, und in den Gräben wurden die weißen Ärmel der Calla-Lilien von plumpen schwarzen Fliegen bestäubt. Der Karte nach sollte der Weg eigentlich geradeaus führen, aber in der Realität tat er nichts dergleichen, sondern bog scharf nach links ab und führte über ein hartes, steingepflastertes Sträßchen zur Panamericana hinunter. Wo der kartografische und der reale Pfad verschiedene Richtungen einschlugen, stand ein auffälliges Haus mit einem Schildchen, das etwas kaum Vorstellbares verkündete: »Señor Escobar, Anwalt«. Der barfüßige alte Mann, der herauskam, um seine wütend anschlagenden Hunde zu beruhigen, warf einen Blick auf meine Karte. »Das ist alles falsch! Es gibt hier keinen Weg, der geradeaus führt. Der königliche Weg verläuft nirgendwo in dieser Gegend.« Um es knapp zusammenzufassen: Es gab auf der ganzen Welt keinen anderen Weg als den, der mich direkt von seinem Grundstück weg hinunter zur Bushaltestelle an der Panamericana zurückbrachte.

Ich lag in der Hecke, aß etwas und brütete über Karten und GPS. Die Orangen waren voller Kerne, aber der Saft war köstlich und süß. Die Pepino sah prächtig aus, schmeckte aber wie jede beliebige fade Melone. Noch immer kein Weg weit und breit, dem man hätte folgen können, außer dem zur Panamericana. Ich stieg also hinab und folgte den Mack Trucks südwärts. Nach eineinhalb Kilometern Asphalt begannen meine Füße zu brennen. Ich ging noch weitere zwei Stunden, zurück nach Machachi. Den letzten Kilometer lief ich wie auf Messern. Ich testete ein neues Mittel gegen Blasen: Es begann mit einem großen Schluck Rum, den ich trank, bevor ich mich traute, sie anzusehen. Eine war schon aufgerissen. Ich fürchtete die Wunde zu infizieren, durfte die antiseptische Creme aber nicht

unterhalb der Haut in die Wunde bringen. Ich tropfte etwas von meinem Rum hinein. Er verursachte nur einen kurzen, stechenden Schmerz, doch dann, als er auf das rohe Fleisch sickerte, eine alles überflutende Schmerzexplosion, als stünde mein Körper unter Strom. Ich verwendete den Rest des Rums in der gebräuchlicheren Weise, bandagierte meine Wunden neu und machte mich auf die Suche nach der Jukebox-Bar.

Ich gelangte an die Stelle, wo letzte Nacht die Bar gewesen war. Sie war nicht da. Rollläden verhinderten jeden Blick nach innen. Ein Stoß Bauholz war auf der Seite des Durchgangs errichtet, und der Eingang zur Bar war mit Ytong-Bausteinen verschlossen worden. Es war wie die Wiederholung des Kapitels im »Don Quijote«, wo er spät in der Nacht an ein Gasthaus kommt, sich vorstellt, an einem Schloss angelangt zu sein, und Wirt und Gäste mit neuen Rollen besetzt, als wären es Figuren einer Fantasy-Erzählung. Die Folge ist Chaos. Am Morgen jammert er darüber, wie sehr ihm die Dämonen zugesetzt hätten, wie sich alles plötzlich verändert und, wie hinterlistig, als normale Gaststätte getarnt hätte. Ich trat den Rückzug an, verkroch mich eine Tür weiter in ein Café und bestellte Hühnchen mit Pommes. Ein Betrunkener kam herein und ließ sich etwas zum Mitnehmen bringen, stapfte mit leerem Blick zur Tür, fiel dort der Länge nach zu Boden und schlief ein. Der Besitzer nahm sein Essen und legte es auf den Beifahrersitz seines Lieferwagens, hob daraufhin den Mann selbst an den Schultern hoch und ließ ihn hinters Lenkrad plumpsen. Zwei Minuten später erwachte der und fuhr davon. Fremde waren hier ein so ungewöhnlicher Anblick, dass alle drei Bedienungen um mich herumscharwenzelten und eine von ihnen mir ihre Telefonnummer gab.

»Die Bar nebenan«, fragte ich, »hat sie wegen der Schlägerei geschlossen?«

»Es gibt keine Bar in dieser Straße.« Fiktion beschleicht Realität, untergräbt sie und saugt dich hinein.

## Dünne Luft

Es dauerte von 1908 bis 1957, bis Ecuadors Eisenbahn gebaut war. Sie war Ausdruck von Ehrgeiz, Zutrauen und dem geringen Preis, den ein Menschenleben wert war. Hunderte starben bei dem Bau: die meisten davon *indígenas*, Nachkommen schwarzer Sklaven und Immigranten aus Jamaika. In dem Maß, wie die Straßen besser wurden, ließ man diese Großinvestition an Geld und Blut zunehmend verfallen. Südlich von Quito fahren Züge jetzt nur am Wochenende, wenn sie Tagesausflügler zum Nationalpark Cotopaxi transportieren. Die Gleise zeigen nicht den Glanz täglicher Nutzung, und die hölzernen Gleisschwellen sind von extravaganten orangefarbenen Pilzen befallen.

Ich folgte den Gleisen, um nicht auf der Panamericana gehen zu müssen, die auf diesem Teilstück die königliche Inka-Straße unter ihrem Asphalt begraben hat. Der Tag hatte schon warm begonnen, und die Wanderung entlang der Bahnstrecke war ein gemischtes Vergnügen. Als ich auf den Schienen lief, kam ich an Schwellen vorüber, die aus quadratischen Balken gefertigt waren, während andere raue Klötze waren, die man in unregelmäßigen Abständen verlegt hatte und die jede Art von Schrittrhythmus unmöglich machten. Die Brücken über die Flüsse bestanden nur aus hölzernen Rahmen für die Gleise. Hin und wieder hatten Anwohner Planken zwischen die Gleise gelegt; wo nicht, musste ich von Schwelle zu Schwelle springen. Es war Sonntag, und die Ausflugszüge waren in Betrieb; es war also ratsam, tunlichst nicht auf einer Brücke zu stehen, wenn der Zug kam. Aber immerhin gab es nur eine Bahnlinie, so konnte ich mich wenigstens nicht verirren.

Dort, wo die Gleise durch steile und enge Taleinschnitte verliefen, war die Böschung dicht mit Farn bewachsen, und die Luft war erfüllt mit dem Hin- und Herfliegen aufgeschreckter riesiger südamerikanischer Drosseln. Nach ein paar Stunden wurde die Schienenführung steiler und gewundener, und ich geriet in einen tiefen und engen Durchstich, der beiderseits der Schienen nur knapp einen Meter Platz ließ. Schweiß trat mir auf die Stirn. Kein Laut war zu hören, nur ein singender Vogel. Dann weckte ein anderer Klang meine Aufmerksamkeit; ich eilte vorwärts und presste mich in eine Erdnische am Bahndamm. Eine riesige orangefarbene Diesellok heulte um die Biegung und fegte Zentimeter an meinem Gesicht vorüber. Die Waggonen waren fast leer, abgesehen von ein paar braven Familien mit kleinen Kindern. Die Dächer jedoch waren mit Menschen übersät, sie feierten, winkten und waren sofort wieder verschwunden. Die Vögel zwitscherten wieder, und der Lärm der Lok war Geschichte.

Das Tal wurde enger. Die Bahnlinie führte um eine Kurve, verließ das Tal, um ihren Weg auf einen Pass hinauf, dreitausendvierhundertfünfzig Meter hoch, fortzusetzen. Ich erstieg eine Böschung, von der aus man die Gegend überblicken